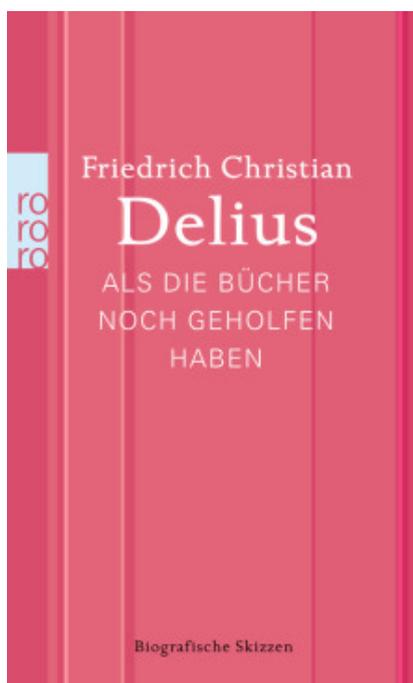


Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Als die Bücher noch geholfen haben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Friedrich Christian Delius:
Werkausgabe in Einzelbänden

Bildnis der Mutter als junge Frau. *Erzählung*
Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. *Erzählung*
Amerikahaus und der Tanz um die Frauen. *Erzählung*
Als die Bücher noch geholfen haben. *Biografische Skizzen*

Mein Jahr als Mörder. *Roman*
Ein Held der inneren Sicherheit. *Roman*
Mogadischu Fensterplatz. *Roman*
Himmelfahrt eines Staatsfeindes. *Roman*
Adenauerplatz. *Roman*

Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus. *Erzählung*
Die Birnen von Ribbeck. *Erzählung*
Die Flatterzunge. *Erzählung*
Die Frau, für die ich den Computer erfand. *Roman*
Der Königsmacher. *Roman*

Wir Unternehmer/Unsere Siemens-Welt/Einige
Argumente zur Verteidigung der Gemüseesser. *Satiren*
Die Minute mit Paul McCartney. *Memo-Arien*
Unsichtbare Blitze. *Ausgewählte Gedichte*

Friedrich Christian Delius

**Als die Bücher
noch geholfen haben**

Biografische Skizzen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2014
Die vorliegende Ausgabe wurde erweitert
um zwei Texte und ein Personenregister
Copyright © 2012, 2014 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann
Satz aus der Arno Pro PostScript (InDesign) bei
CPI books GmbH, Leck
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26782 6



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Inhalt

Vorsätze 7

I. Zwischen Ich und Wir

Jungdichter, Lach- und Lehrmeister 13 · Für «eine bessere Welt» steigt der Verleger über den Bauzaun 24 · Warum ich kein Kritiker wurde 31 · Der Schweiger von Princeton 37 · Der verrückteste Moment in der deutschen Literaturgeschichte seit 1945 44 · Der Montag, an dem ich mich in Frau Sontag verliebte 53 · Die Tugend des Zersetzens und die Tugend der Befreiung 61 · Schüsse und Sprache, vom Ich zum Wir 67 · Kein Tod, kein Scheintod der Literatur: das «Kursbuch 15» 78

II. Wagenbach und RAF und Rotbuch

Politische Fremdsprachen 95 · Vom Wir zum Kollektiv 99 · Ein effektiver, fröhlicher Verein 103 · Der heilige Ernst und die Startschüsse der RAF 108 · Gewaltscheu und Avantgardelust 113 · Der bewaffnete Kampf in Westeuropa und in der Jenaer Straße 118 · Neuer Faschismus und alte Bequemlichkeit 123 · Ein Briefwechsel über zwei Machthaber 125 · Vom guten zum bösen Kollektiv 129 · Ein Manuskript wird zum Schlachtfeld 133 · Die größte Dummheit meines Lebens 139 · Flüchten oder Anfan-gen? 144 · Das produktive Wir 147

III. Literatur vor Gericht

Der Siemens-Prozess gegen die Siemens-Festschrift 159 · Der Horten-Prozess gegen die Horten-Moritat 202

IV. Mauer-Unterwanderungen

Kunert und andere «negative DDR-Bürger» 225 · Biermanns «Drahtharfe» und das Ende der DDR 1965 236 · Die Grenze 242 · Mickel, Lachmund und das Selbstbewusstsein 245 · Heiner Müller und der Dschuhs 250 · Ein Kuss von Thomas Brasch 258 · Kopelews Küche und der Stücklohn in Budapest 267 · Der Temeswarer Tisch und ein gewisses Glück 273 · Ein Traum von Europa 279

Dankrede auf Büchner 285

Von der Tugend des Zersetzens oder: Der Belletrist im Wohlstand 298 · Die Jerusalemer Krawatte 309 · Editorische Notiz 324 · Rezensionen 325 · Bildnachweis 329 · Personenregister 330

Vorsätze

Wenige Tage nach dem Ende der Schlacht von Stalingrad nicht weit vom Vatikan in das warme Frühlingslicht von Rom geboren, die Mutter eine milde Mecklenburgerin, der Vater ein westfälischer Pfarrer, zwischen hessischen Wäldern und Fachwerkhäusern, Bücherregalen und Fußballplatz Lesen und Schreiben gelernt und zugleich stotternd und stumm geworden – wo fängt es an, das Ich, das mit gelähmter Zunge zur Sprache drängt und im Alter von zehn Jahren mit der Schreibmaschine des gefürchteten Vaters sich einen «Weltplan» tippt? Und als «Beruf» angibt: Dichter.

Dies Rätsel habe ich auch in der Erzählung «Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde» nicht gelöst, und ich will es nicht lösen, denn es treibt mich voran. Wer schweigt und stottert, mag, im Idealfall, ein besonders glühender Liebhaber der Sprache sein. Die Vorstöße vom Schweigen zum Schreiben, vom Fußballfan am Radio zum Bastler epigonaler Gedichte, die Expeditionen von weitschweifenden Leseabenteuern zu abgehackten Zeilen, ich habe sie rational nie begriffen. Ich entdeckte ganz neue, selbst induzierte Glücksgefühle, ich spürte die Wohltat, mich am Schopf der eigenen Texte aus dem Sumpf der Sprachlosigkeit ziehen zu können, mit jedem neuen und möglicherweise besseren

Gedicht festeren Boden unter den Füßen zu gewinnen und so das «entmündigte Ich wieder aufzurichten» (Kertész). Es wuchs die Lust am Widerspruch – erst gegen die Sprache der Väter, Großväter und Götter, dann gegen die Sprachen der Floskeln, der Macht, der Wirtschaft, der Ideologie. Wenigstens auf den Spiel- und Kampfplätzen der schriftlichen Sprache durfte ich mich stark fühlen, viel stärker als ich war, was wiederum die jugendliche Arroganz beförderte. Schreiben hieß Opposition und Selbstentdeckung, und ein dauernder Kampf gegen den Dilettanten, Nichtsköner und Hochstapler, als den ich mich sah.

Es zog mich ins Zentrum der deutschen Reibungen und Widersprüche, anderthalb Jahre nach dem Mauerbau. Aber was wäre Berlin gewesen ohne den Weg durch die Mauer, ich brauchte Gesprächspartner in beiden Berlins. Die politischen Schübe von 1965, 1966, 1967, 1968 haben mich nicht gehindert, zehnmal mehr Jean Paul und Fontane zu lesen als Marx. Theorie war meine Sache nie, Aktionismus noch weniger, und die Höhepunkte meiner Studentenbewegung waren ein gelungener Steilpass auf Wolfgang Neuss, eine Dissertation über «Der Held und sein Wetter» und das Werfen eines Steines in London. Die Maxime von Friedrich Schlegel begleitet mich seit 1965: «Jeder Satz, jedes Buch, so sich nicht selbst widerspricht, ist unvollständig.» Ein heimlicher Romantiker, wer möchte das nicht sein? Oder doch ein aufklärerischer Ästhet, der sich an Walter Benjamins Anspruch orientiert «Ein Autor, der die Schriftsteller nichts lehrt, lehrt niemanden»?

Nichts kann so falsch sein wie die Erinnerung. Jahrzehnte später sieht alles so einfach aus und glatt: der kleine Schritt von der Schulbank unter das literarische Zirkuszelt, die

Kurzstrecken vom ersten zum zweiten, dritten oder fünften Buch, die Übungen im politischen Speerwerfen, die Weitsprünge mit drei Gedichtzeilen in die Gerichtssäle und wieder zurück, die Stabhochsprünge über Berliner Mauern, die Hindernisrennen zum Entdeckerglück, der Zehnkampf der Verlegerei. Also, noch einmal von vorn: ein paar Nahaufnahmen literarischer Lebenskapitel aus den Zeiten, als die Bücher noch geholfen haben.

I. Zwischen Ich und Wir

Jungdichter, Lach- und Lehrmeister

Zum Lachen hatte ich sie gebracht, die Literaten, die kritischsten Köpfe, die man sich im Jahr 1964 vorstellen konnte. Rund hundert Leute hatten zugehört, hatten zustimmend gelacht, und mir schien es, jetzt, wo es vorbei war, ein leichtes Spiel: sie erheitert zu haben mit einigen kurzen, pointierten Gedichten, bei der ersten Lesung am Morgen, nach dem Frühstück, viele Zuhörer vielleicht noch verkatert, alle milde gestimmt. Die ganze gefürchtete und gehasste, die geschätzte, dämonisierte, verehrte Gruppe aus Autoren und Kritikern schaute auf mich, den stotternden Drittsemesterstudenten aus Berlin, ich hielt die Blicke aus, ich hielt sie gern aus, mein kurzer Auftritt war nicht peinlich gewesen, ich hatte nicht gestottert, ich hatte die Probe bestanden. Der Stuhl, auf dem ich saß, wurde elektrischer Stuhl genannt, doch es fand keine Hinrichtung statt. Im Gegenteil, man lobte und ermunterte mich, ich hatte Glück gehabt. Nur einer hatte Einwände – und bot sich ein Jahr später als Doktorvater an.

Aufgereiht sah ich sie vor mir sitzen, die schreibenden Meister mit den berühmten und weniger berühmten Namen, die unerbittlichen Kritiker mit großem und weniger großem Einfluss, die jungen Dichter und viele Unbekannte

in der Schulhalle von Sigtuna in Schweden, und fühlte, wie die Angst von mir wich. Beim Abitur, anderthalb Jahre zuvor, hatte ich, der schlechte Schüler, mehr geschwitzt. Hier, bei der Gruppe 47, wäre ein Scheitern keine Schande gewesen, ich hatte mich schüchtern, aber einigermaßen furchtlos unter den Literaten bewegt. Nun war der Initiationsritus überstanden, ich gehörte dazu, ein wenig. Das Schreiben war nicht umsonst gewesen, der Eigensinn wurde belohnt, das Leben, das spürte ich, schien einen Sinn zu bekommen, mit einundzwanzig Jahren in den literarischen Himmel kapultiert.

Aus dem man jederzeit wieder fallen kann. Das wusste ich, das hatte man ständig vor Augen, ich sah ja, wie es anderen ging, die Pech hatten, die missverstanden oder zu hart angegangen wurden. Oder die zu mutlos schrieben oder zu angestrengt. Niemals ausruhen auf winzigem Erfolg, bloß nicht überheblich werden, verstoßen, fallen gelassen wird man schnell.

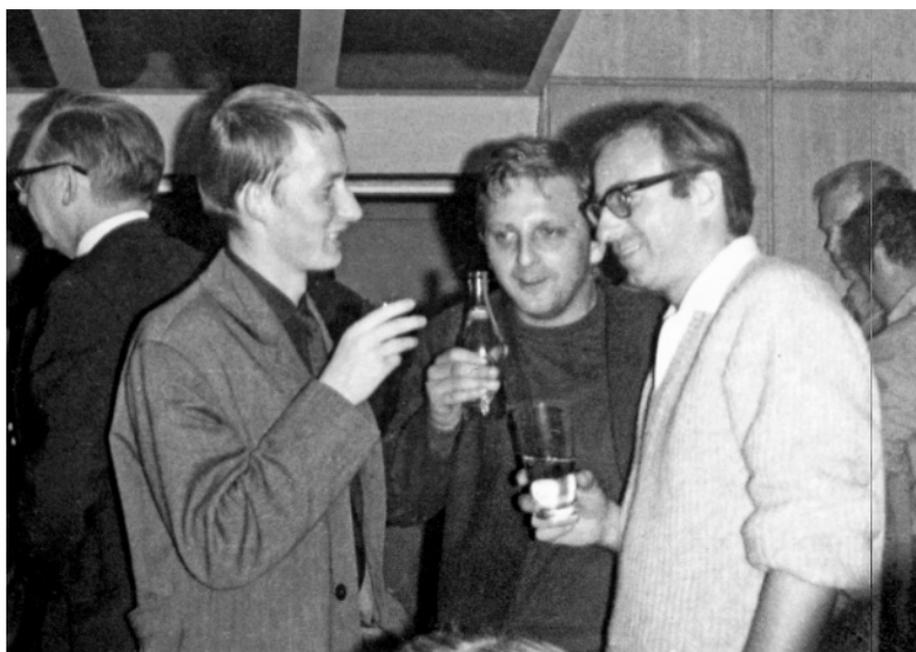
Ich hatte Glück, fast zu viel Glück. Hatte mit Klaus Wagenbach einen Verleger gefunden, der nicht nur einen Gedichtband für den Herbst des folgenden Jahres versprochen, sondern mich auch Hans Werner Richter empfohlen hatte. Zum Zweiten das Glück, dass es wegen der Reise nach Schweden Absagen gegeben hatte und Richter mich als Ersatzmann im letzten Moment dazugeladen hatte. Und drittens das Glück, am Morgen gelesen zu haben, als noch niemand das scharfe kritische Besteck auspacken mochte und, vom langen Zuhören belästigt, unwirsch und ungerecht zu poltern anfing.

In diesen Tagen kam eine vierte beglückende Erfahrung hinzu: Bei den Diskussionen über die gelesenen Texte zu erleben, wie produktiv und anregend die literarische Mei-

nungsbildung sich entfalten kann. Von den Kritikern, von der Symphonie der unterschiedlichen Argumente eines Jens oder Mayer, Kaiser, Baumgart oder Reich-Ranicki, Raddatz oder Höllerer und vielleicht noch mehr vom Sensorium eines Grass, Weiss, Enzensberger, Fried, Lettau für handwerkliche Fragen ließ sich eines lernen: Intelligente Leute können, ja müssen aus guten Gründen sehr verschiedene Meinungen über literarische Texte haben – und je feuriger sie sich widersprechen, desto besser, Eitelkeit hin oder her.

Höllerer und Baumgart merkte man etwas Zögerndes an, als wollten sie die Vorläufigkeit ihrer Meinungen betonen, Jens glänzte mit eleganten, gebildeten Abschweifungen, Kaiser mit gedrechselter Nuancierungskunst, Mayer mit messerharter Direktheit, Raddatz mit melancholischem, feindosiertem Pathos, Reich-Ranicki mit flinker Ja-Nein-Pose – kein Wunder, dass der, der am schnellsten seine Urteile fällte und am größten und am wenigsten literarisch argumentierte, Jahrzehnte später der berühmteste wurde. Nie behielt einer Recht, Urteile entwickelten sich im Widerspruch, im inspirierenden Ergänzen, im Wettstreit der Argumente. Jeder von Kritikern Gebeutelte fand wenigstens einen eloquenten Verteidiger, auch die Mehrheit konnte Unrecht haben. Beim Beurteilen literarischer Texte gab es keine Beschlüsse, keine Abstimmungen, kein abschließendes Fazit. Bei permanenter Scherz-, Schimpf-, Streit- und Debattierlust hatten Rechthaber keine Chance. Jedem Teilnehmer blieb überlassen, was er mit den angebotenen Meinungen anfangen wollte – das war das erfrischend Demokratische an den Beurteilungsprozeduren der Gruppe 47 an ihren guten Tagen.

Spätestens jetzt, im September 1964, war der Weg klar: hin zu den Büchern.



In Sigtuna 1964 mit Peter Bichsel und Peter Rühmkorf.

Gerettet durch das Schreiben, aufgestiegen vom verschüchterten Knaben zum studentischen Dichterling, geschmeichelt von ersten Erfolgen und flüchtiger Anerkennung, eingebildet wegen ein paar gelungener Zeilen, hatte ich gar keine andere Wahl als: ein Literaturidealist zu werden. Einer, der an die Literatur glaubt, an ihren Nutzen für Herz und Verstand, an Literatur als unendlichen Speicher von Erfahrung und Erinnerung, als ein allzeit verfügbares Lebensmittel zur Erheiterung, Horizonterweiterung und Stärkung des Ichs. Ein Literatursüchtiger, der eine Droge allen andern vorzieht: die schriftliche, die geformte, die erhellende, die poetische Sprache.

Als Berufswunsch hatte der Abiturient angegeben: Redakteur, Lektor. Nicht Deutschlehrer oder Germanist an

der Universität, nicht Bibliothekar oder Archivar, nicht Drehbuchautor – und nicht Schriftsteller, obwohl ich für diese Rolle übte. Nichts Sicheres und nichts Utopisches. Ich wollte nebenher Gedichte schreiben und hauptsächlich Mittler sein, bei einer guten Zeitung oder in einem anständigen Funkhaus. Oder der Mittler zwischen Autoren und Lesern in einem Verlag. Wählerisch sein dürfen, kritisch sein müssen, Ja oder Nein sagen, mitentscheiden. Handwerkszeug: Sprache. Leise, aber mit Leidenschaft hin zur höchsten Kunst, zur Literatur. Hinter dem Berufsziel steckte auch ein moderat missionarisch-pädagogischer Wunsch: Die Bücher und das Gedichteschreiben hatten mir geholfen, also wollte ich dazu beitragen, dass auch andere sich an Büchern, an der Literatur weiterentwickelten – so altruistisch durfte in den sechziger Jahren noch gedacht werden.

Nach der Sigtuna-Erfahrung traute ich mir alles, fast alles zu auf dem großen Arbeitsfeld der Sprachbehandler und -verwandler, in den Werkstätten des literarischen Betriebs, die sich nach und nach öffneten. Ich nutzte jede Gelegenheit, die sich ergab im westlichen Berlin Mitte der sechziger Jahre. Manches vermittelte Wagenbach, der mich gern als seinen jungen Autor vorzeigte, während ich mich als Schweiger, Schüchterner, Stotterer genierte. In größeren Gruppen, in Seminaren oder in der Nähe von bedeutenden, wichtigen Leuten sagte ich nichts, in kleinen Gruppen der Freunde wenig. Ich schwieg, und wie allen Schweigern war mir mein Schweigen peinlich. Während ich hinter der Stummheit nur meine Ängste und Dummheiten sah, wollten andere darin eine eigenwillige Klugheit und Überlegenheit entdecken, ich ließ sie in diesem Irrglauben, musste aber hin und wieder

Texte vorlegen, die diese schmeichelhafte Meinung nährten. Da ich in der mündlichen Rede nichts, aber auch gar nichts zu bieten hatte, musste ich alle Kräfte auf das Schriftliche werfen, mit lyrischen, kritischen oder polemischen Zeilen bemerkbar bleiben. Es gab nur ein Mittel gegen Minderwertigkeitsgefühle: schreiben und das Geschriebene veröffentlichen.

Kaum war der Gedichtband «Kerbholz» in Satz gegeben, wagte ich mich ans Prosaschreiben, wusste aber zuerst nur den Ort der Handlung, Butzbach, nicht viel mehr. Wagenbach druckte trotzdem vier Seiten in seinem ersten Verlagsalmanach, ich las bei der nächsten Tagung der Gruppe 47 aus dieser Prosa, auch das ging recht gut ab. Das Angebot von Ernst Schnabel, W. H. Audens «Night Mail», der heute als erster Rap-Text der Welt gilt, für das Dritte Fernsehprogramm zu übertragen, schlug ich trotz meines dürren Schulenglischs und fehlender Übersetzererfahrung nicht aus – das unglaubliche Honorar von siebenhundert DM vertrieb die Skrupel. Bald druckten drei Zeitungen meine Kritiken. Ich half dem Verleger hin und wieder mit einer Beurteilung, schrieb essayistische Referate wie alle emsigen Studenten. Ich las und las wie alle Enthusiasten. Alte Romane, neuste Gedichte, wie sie mir zuflogen, Philosophen, die von Professoren empfohlen oder von der Mode befohlen waren. Wenn noch Zeit war, schrieb ich längere Briefe, drehte für literarische Sendungen das Radio an oder hörte den Freunden in der Kneipe beim Streit über Bücher und Autoren zu und steuerte hin und wieder eine Bemerkung bei. Oder ich fuhr zu Ostberliner Dichtern, bei denen die Gespräche oft spannender, persönlicher waren. Viele Abende im Kino oder im Theater, doch um die Theater- und Filmleute machte ich

einen Bogen, ein typischer Einzelgänger, der bei den Dialog-, Team- oder Kollektivkünsten verloren gewesen wäre. Ich zog die freiste, die extremindividuelle Disziplin vor, Literatur.



Prosa im Pullover, Gruppe-47-Lesung Pulvermühle 1967.

Solchen literarischen Aktivismus teilte ich mit vielen in den mittleren sechziger Jahren, aber meine Rastlosigkeit war immer auch das Kontrastprogramm zum Schweigen, ein Behauptungskampf mit der stillen Hoffnung, irgendwann trotz aller Ängste und Dummheit mich selbst finden, akzeptieren und respektieren zu können. Kein leichtes Unterfangen auf dem Trampolin der Ironie und eines fröhlichen Skeptizismus: So wichtig wie die Selbstfindung war die Kunst, sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen.

1965 führte ich einige Monate Tagebuch, nur in Stichworten. Auffällig die pausenlose literarische Beschäftigung –

wenn man von den Bierrunden, Spaziergängen, Fahrschule und erfolglosen Liebesversuchen absieht. Zwischendrin Vorlesungen und Seminare an der FU und der TU, Mittelhochdeutsch und Lautverschiebungen mussten gepaukt werden, und nicht nur Hans Mayer verlangte in seinem Seminar über die klassische Literaturkritik viel Lektüre. Auf halbstündige Wutanfälle des Professors, etwa weil niemand den Beginn der Freundschaft Goethe – Schiller genau datieren konnte, war man nicht erpicht. Nebenbei nahm ich den gespreizten Jugendstil Stefan Georges genüsslich aufs Korn, deckte die Ambivalenzen eines Kritikers wie Ludwig Tieck auf, verschlang Bücher von Joyce, Kleist, Djuna Barnes, Lenz, Peter Weiss, Jean Paul, Arno Schmidt, Lawrence Durrell, Laurence Sterne und rezensierte zeitgenössische Lyriker. Alles wie beiläufig, ohne Plan und Programm sowieso, alles spielerische Versuche, möglichst abseits von den Trampelpfaden der Nacheiferer von Kafka, Brecht oder Grass, abseits von den Germanisten-Pilgerstraßen Goethe, Rilke oder Thomas Mann eigene Schleichwege zu literarischen Paradiesen zu finden.

Und die Politik? Im Bundestagswahlkampf 1965 schien die SPD zum ersten Mal die Chance zu haben, die CDU zu schlagen, Willy Brandt oder Ludwig Erhard als Kanzler, das war die Frage. Zum ersten Mal engagierten sich Schriftsteller für eine Partei, nicht nur Günter Grass, nicht nur mehrere Autoren der Gruppe 47 mit rororo-aktuell-Büchern. Ungefähr ein Dutzend jüngerer Autoren saß in einem «Berliner Wahlkontor der SPD» und versuchte, Teile aus dem Programm der Partei in schmissiges, in besseres, in Werbedeutsch zu übersetzen. Klaus Roehler verteilte die Aufgaben, Klaus Wagenbach zahlte den Lohn aus, zehn Mark

pro Stunde. Bernward Vesper und ich begannen, das Projekt Volksversicherung mit sprachlichen Funken attraktiv zu machen, am Ende kamen dann Sätze zustande wie «Die Rente ist kein Schmerzensgeld für das Alter», die von den SPD-Kandidaten in ihre Wahlreden eingestreut werden sollten. Mit Nicolas Born und Hans Christoph Buch überlegten wir, ob die SPD nicht patriotischer auftreten sollte. «Unser Sport steht im Abseits» formulierte ich zum Thema Sport und Gesundheit, Roehler war mit solchen und ähnlichen Sätzen der Schmal-Demagogie sehr zufrieden. Für den Schatten-Wirtschaftsminister Schiller durfte ich mich im Redenschreiben üben (am Ende ging ein Satz durch die Presse: «Was Adenauer nicht lernt, lernt Erhard nimmermehr»), dann das Deutschland-Manifest der Partei überarbeiten, mit Gudrun Ensslin Zeitungsausschnitte auswerten, mit Vesper und Piwitt und Herburger Anti-CDU-Sprüche dichten, mit Born, Haufs, Fichte Fußballsätze auf die Politik ummünzen, mit Marianne Eichholz spotten, dass das Wahlkontor eine höhere Komik habe: «Wählen ist gut. SPD wählen ist besser.»

Daneben Bellows «Herzog» und Biermann lesen («gut, gut, bis auf allzu penetrante Sozialismen»), um zwei Frauen werben, Prosa vorantreiben, Nono hören, Fahrschulprüfungen absolvieren, sich gegen die SPD-Panik und den Grass-Horror der Großeltern wehren und die Mutter wegen Willy Brandt beruhigen, ein langes Gedicht gegen die langen Gedichte schreiben, Tucholsky studieren, Buster Keaton sehen, den von ihrer Lektüre begeisterten Freunden Buch und Kurbjuhn zuhören, Peter Hamm mit Gedichten, Alfred Kolleritsch in Graz mit Prosa beliefern, mit dem ältesten Freund ständig über die Weltlage debattieren, Frieds

«Warngedichte» für die «Welt der Literatur» besprechen, Gerardo Diego für die «Weltwoche», im Forum-Theater Queneaus «Stilübungen» sehen, Freunde in Ostberlin besuchen, ein passendes gebrauchtes Auto finden, den Verleger bei Laune halten, dem während dieser Wochen der Freund und Autor Johannes Bobrowski in Ostberlin starb.

Alles geschah eher beiläufig, ohne sogenannten Stress, ohne Karrierestreben, die Möglichkeiten ergaben sich – oder auch nicht. Bei allem Ehrgeiz waren die politischen und literarischen Tätigkeiten immer von moderatem Unernst begleitet. Es regierte das Spielerische, beim SPD-Engagement genauso wie bei Queneau – unsere Wahlprüfungen verfertigten und lasen wir auch als Parodien auf Wahlprüfungen. Die Parodie war unauffällig eingebaut in die politischen Formulierungen, im Grunde praktizierten die Berliner Dichter und Jungdichter, ohne es zu wissen, die romantische Ironie: Wer durchblicken lässt, dass die Welt doch ein wenig komplizierter ist als das, was man gerade sagt, relativiert und dementiert sich auf heitere Weise selbst.

Ich wage sogar die Behauptung: Leitkultur im Berlin der vorachtundsechziger Zeit war das Lachen. Viele der literatursüchtigen Leute waren auch Lachsüchtige. Enzensberger etwa, der jeden seiner intelligenten Einwürfe mit Lachen würzte, seine Thesen stets ironisch abfederte und seine Gedichte einer Poetik des Vergnügens verdanken wollte. Man denke an Uwe Johnsons Trockenwitz, an Grassens «Wer lacht hier, hat gelacht», an die Lachkanone Günter Bruno Fuchs und die Kreuzberger Boheme, an Wolfgang Neuss und Wolf Biermann – und zwischen all denen bewegte sich der rastlose Jungdichter. Am meisten aber profitierte ich von den «Lachsäcken» Günter Kunert, Karl Mickel, Kurt



Berlin 1965, U-Bahnhof Innsbrucker Platz.

Bartsch hinter der Mauer und meinen beiden wichtigsten westlichen Lehr- und Lachmeistern Klaus Wagenbach und Walter Höllerer.

Einen Startvorteil hatte ich: sehr genau zu wissen, was ich nicht wollte, wogegen ich war. Gegen fertige Begriffe, Floskeln, Sprüche, gegen Dogmen, Ideologie, starre Übereinkünfte, normierte Tradition. Ich setzte auf das, was ich als ideale Sprache verstand: die fragende, die infragestellende, die nachdenkliche, die originelle, die witzige, die widersprüchliche, die literarische Sprache. «Sprache ist, wo sie da ist, für mich das Engagement selbst, weil sie kontern muss, die bestehende Sprache kontern muss», sagte Ilse Aichinger in jener Zeit. Da mir als Kind schon die Religion als Ideologie begegnet war, ahnte ich sehr deutlich, lange bevor ich das mit dürftigem Verstand begriff: dass die literarische Sprache der beste Schutz gegen Ideologie war. Selbst Nietzsche mit seinem protestantischen Pathos schien mir durch und durch Ideologe. Wirklich subversiv war nicht die Philosophie, nicht die Theorie, sondern die Poesie.

Für «eine bessere Welt» steigt der Verleger über den Bauzaun

Es war an einem Novemberabend 1965 gegen 21 Uhr, ich saß am Schreibtisch, als jemand an die Fensterscheibe klopfte. Das war noch nie passiert, ich erschrak. Die Einzimmerwohnung mit einem schmalen Küchenvorraum, der auch als Waschraum diente, lag im Erdgeschoss, das Fenster ging zum Hinterhof, wo sich die Toilette befand. Es konnte nur ein Bewohner des Hinterhauses sein, irgendein Notfall.